

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 33 (1943)
Heft: 24

Artikel: Wytenalp [Fortsetzung]
Autor: Fasnacht, Clary
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641869>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wytenalp

Unveröffentlichte Erzählung aus der Zeit nach Napoleon I. Feldzügen

5. Fortsetzung

Nachdruck verboten

Während Fritz seine Last abstellte, hinkte der lahme Bauer um die einsam gelegene Hütte, kam mit Hüsteln zurück, setzte sich auf einen Trämmel und meinte dann einladend: „Fritz, komm und setz dich her. Die Butter lass ich noch da im Keller, sonst weiss bald das ganze Dorf, wohin der Liebeggbauer hinspaziert ist.“

„Wie du meinst“, nickte der Hirt gelassen. „Daneben wird man bei uns daheim schon schweigen können, Vater wäre sicher froh, nicht schon nächste Woche kommen zu müssen, sondern dir dagegen helfen zu können beim Heuen.“

„So laden wir in Gottesnamen auf“, nickte der Bauer. „Holla, hast ja einen Alpenrosentrauss obenauf! Wem soll ich ihn bringen, deinem Müeti oder Züseli Sunnmatter, oder... Mettler Mareili? Das würde die grösste Freude daran haben, kannst mir glauben!“ —

„Kannst es halten, wie du willst. Mein Hüterbub warf sie aufs Räf. Er liebt solche Faxen.“ —

„Bien“, machte Liebeggbrächt humoristisch, „so bringe ich sie Mettler Marei, damit es sich tröstet, dass es seine vollen, roten Backen deinetwegen verloren hat.“

„Fritz, Fritz“, zwinkerte der Redselige mit den Augen und hob die Laterne, dem jungen Wytenalpsennen ins gleichmütig gebliebene Gesicht zu schauen, „hast einen schweren Stein im Brett bei Mettler Peter, kannst mir glauben oder nicht! Partout will er dich zum Eidam haben, posaunt er auf allen Gassen! Da hast was Schönes eingebrockt beim Dreschen in meinem Tenn, als Mareili vorbeikam und mit dir schwatzte! Seither ist die Kappe lätz! Und Mareili kommt aus dem Weinen und Brieggen nicht heraus. 's ist schad um das brave, werchige Mädchen.“

„Wieso? Ist dein Korn verschimmelt, oder haben's die Mäuse gefressen, bevor du es in die Graumühle führtest?“ fuhr es dem Wytenalpsennen grob heraus, da er die Anspielungen nicht begriff. „Mich geht dein Gsturm nichts an. Musst nun heimzu, sonst ist der Mond untergegangen, bevor du halbwegs heim bist. Gut Nacht.“ Er wollte, nach seinem leeren Räf langend, wieder bergauf steigen, aber flink griff der lahme Bauer nach seinem Arm und hielt ihn zurück: „Nicht so, Fritz. Wirst auf der stillen Wytenalp oben, fern vom Gräbel da unten und dem Geklatsch in den Dörfen doch nicht verlernt haben, zu spassen! Hast es wohl einsam, allein dort oben? Könntest einen braven Knecht brauchen? Ich käme gerade mit, nur, damit ich den Bettelvogt nicht mehr sehen und hören muss! Der donnerte auf vor meiner Türe, gestern noch, wie wenn alles zunichte gehen sollte, wies einen Fetzen Papier mit dem Ratsherrenstempel vor, und daneben greinte Mettler Marei, dass man die Hände hätte waschen können darunter. Und dies alles, weil sich Peter Mettler in den sturmen Kopf gesetzt hat im Rausch, den er seit seinen Viehhandelstagen alpott bei sich hat, du müssest sein ältestes Meitschi zur Kirche führen. Es kann nichts dafür, will dich gar nicht, sagt es. Und du?“

„Ich?“ setzte sich der junge Hirte, nun doch interessiert,

wieder, nachlässig mit dem Tragriemen seines vor ihm liegenden Räfs spielend, „was soll ich sagen, da ich zum erstenmal davon höre? Bin da oben vögeliwohl. Auch, wenn mir Mareili Mettler so wenig darnach frägt, wie ich ihr. Mir scheint, da liege ein anderer Hase im Pfeffer, sonst hätte der Bettelvogt mit Liebeggbrächt nichts zu schaffen. Hast einen Heimatlosen ins Haus genommen, ohne obrigkeitliche Bewilligung?“

„Herrgott... das weisst du schon? Eben habe ich! Einen gutgewachsenen, braven, anstelligen Burschen, der um Arbeit fragte vor Wochen, und sich macht! Der andere gibt sich auch Mühe, gewiss, aber Gottlieb sieht, was gemacht werden soll, ohne dass man ihn darauf stossen muss. Bei Bauern sei er aufgewachsen, bei Bergbauern, sagt er. Hat die Eltern früh verloren, sagt er, und weiss nur, dass er Gottlieb heisst. Weiter nichts!“

„Und Mettler Mareili hat ihn gern?“

„Die Wytenalp färbt mitschein ab! Schon der alte Matter, sagte man, habe das Gras wachsen gehört, und nun Fritz Rolly auch!“ sah Liebeggbrächt in ehrlichem Staunen auf den jungen Mann. „Eben hat es! Eine Mettler vom Mettlergut verschossen in einen Heimatlosen! Eine habliche Bauerntochter, mit Gülden hintersetzt, hält es mit einem, der weder gix noch gax besitzt, nicht einmal einen ehrlichen Namen und Bürgerschein! Da musste doch Peter alles wider einander hetzen! Verstehst!“

„Ja... und nein! Wenn der Bursche ein ehrliches Gesicht hat, werken will, und kann...“

„Das meint dein braver Aetti auch! Er nahm zwei Meitschi von der Gasse weg ins ehrsame Bauernhaus, weil sie deine Mutter erbarmten. Du wusstest es nicht? Er redet von Heinrich Pestalluz, dein Vater, und vom Helfen wollen und Helfen müssen! Und darum hat Mettler Peter deine ganze Sippe auf dem Strich, Fritz, weil es bei ihm eben ins eigne Fleisch schneidet, das Heimatlosenelend! Sieh, Fritz“, redete der Liebeggbauer ruhiger fort, die ineinander verkrampften, abgewerkten Hände lösend und ums hochgezogene Knie des verkürzten Beines faltend: „Das grosse Elend allerorten kommt von den Kriegsjahren her, von der Zeit, da man schwärmte im niedern Volk von Liberté, Egalité, Fraternité; Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. So schwärmte, dass man diese drei wundervollen Worte, von denen schon unser Heiland gepredigt, nur nicht ganz im selben Sinn... oder doch?... überall hinstellte, sogar auf Kaufbriefe, die von einem Acker oder Waldstreifen handelten. Obschon sie Kriege entfesselt, Unglück gebracht, Niedergang...“

„... und trotzdem Fortschritt, Brächt! Das Patriziatum ist nicht mehr allein beim Regieren! Bürger und Bauern sitzen nun im Rat. Die in vielen Schlachten, bei Morgarten und Murten errungene Freiheit kommt nun allen zugut, allen Schweizerbürgern...“

„Nur denen nicht, die Kaiser Napoleon notgedrungen kriegen halfen in seinen unaufhörlichen Schlachten! Die

H. Stadelmann, der Goldschmied für jedermann
Bern, Theaterplatz 1, Telephone 3 44 49

Pelze W. TANNER, Kürschner, Spitalgasse 30, I. Stock
BERN, Telephone 2 24 73

einen liegen irgendwo draussen auf den Schlachtfeldern. Andere vergassen sonstwie das Heimkommen, stellten Kinder auf die Welt, ohne ihnen zu sagen, ohne ihnen Dokumente mitzugeben, damit sie einmal beweisen können, wo sie hingehörten!“ klang es bitter von den schmalen Lippen des alten Mannes. „Darum das Heimatlosenproblem überall! Dass man kaum mehr frei atmen mag und darf. Darum musste mein bester Knecht fliehen, sollte er nicht eingesteckt und über die Grenze geschoben werden wie andere! Das ganze Nachkriegselend, das Elend der Revolutionen, des Hungers und Hungerns, des Verlassenseins drückt mich, der nie wusste, was Hunger und Obdachlosigkeit ist, zu Boden.

Drinne aufwachsen, leben und sterben zu müssen, ist furchtbar! Dass nicht alle Schelme werden, wundert mich!“

„Pestalozzi sollte wiederkommen...“

„Nein, Wytenalpenn! Er hat mehr getan, als er konnte! Hat uns ein Licht aufgesteckt und gezündet, und an uns ist es, an uns allen im Schweizerland herum zu tun, was wir können, dem unverschuldeten Elend zu steuern. Wir im Kleinen, bis das Grosse gelingt, das kommen muss, Fritz, sagt dein hochgesinnter Vater: Das Einbürgern unserer armen Mitbürger, die die vergangenen Kriege heimatlos gemacht haben.

Sieh, Fritz,“ fuhr Liebeggbrächt nachdenklich fort, „mir sind diese Gedanken ganz neu. Ich lebte auf der Liebegg oben meiner Arbeit und gab Almosen, wie man so gibt, wenn man sozusagen in der Wolle sitzt und dem Herrgott mit Preisen und Danken, was ihm zukam, wie ich selbst-

zufrieden meinte. Fromm sei unser Geschlecht immer gewesen, hörte ich von Jugend auf. Zu fromm sogar, sagte mein Aetti einmal, denn Verwandte wurden seinerzeit als Wiedertäufer aus dem Bernbiet, an dem ihr irdischer Sinn mit allen Fasern hing, ausgewiesen. Fromm sein und fromm sein, merke ich nun im Alter erst, bedeutet nicht immer dasselbe. Jetzt bedeutet es für mich, den Willen Gottes zu tun gegen... die von ihm verordnete Obrigkeit.

Kurz und gut, Wytenalpenn, ich kam, dich zu überreden, mein Spiessgeselle zu sein: Meinem braven Schützling weiter zu helfen um Gotteswillen, gegen die, die im Namen des kalten Gesetzes gegen ihn eifern. Bis wir unten, die nicht müssig sein wollen, andere Wege gefunden haben — Gottlieb in Ruhe gelassen wird.“

Er atmete tief auf, ergriff des Jungsenen warme Hand und bat: „Gib ihm einige Wochen ein Asyl auf der Wytenalp, um Christi willen, Fritz.“

„Was sagt mein Vater, in dessen Namen ich oben hürte?“

„Du werdest selbst das Rechte zu tun finden.“

Es blieb still zwischen den beiden ungleichen Männern. Hinter ihnen stand der Wald dunkel, von leisem Rauschen und Wiegen erfüllt. Ein Vöglein zirpte, wie träumend im Schlaf. Der Wytenbach drüben schien zu raunen und murmeln, als milder Mondschein darüber glitt. Nun stand die altersbraune, einsame Rüttialphütte im hellen Licht, silberumflutet. Das Schindeldach flimmerte und schillerte, als Fritz, ohne es zu gewahren, hinübersah. Die Milchstrasse breitete sich milchig, schimmernd, vom Wald her darüber hin und verlor sich über den Jura, der wie eine dunkle Wand das Schweizerland gegen Nordwesten abriegelte, gegen Nordwesten, wohin vor dreissig Jahren und länger Tausende junger Schweizer gezogen waren, um Napoleon I. Heere aufzufüllen, weil die arme Heimat sich nicht dagegen zu wehren wusste... und deren Nachkommen nun heimatlos in der Heimat, die nichts von ihnen wissen wollte, umherirrten in namenlosem Elend.

Sterne glitzerten kalt hoch oben am nächtlichen Himmel, über menschlicher Unrast, Glück und Leid, im ewigen Wandel begriffen, im ewigen Kreisen und Erschaffen und Vergehen und Erneuern nach den Gesetzen, die Gott der Allmächtige ihnen gegeben seit Urbeginn. Gott der Allmächtige, der Barmherzige, der Seinen eingeborenen Sohn gegeben, die Menschheit zu erlösen, zu retten.

Plötzlich stand Fritz Rolly auf. Droben auf der Wytenalp wusste er einen, der seiner bedurfte, mehr vielleicht als der, für den sich Liebeggbrächt, Marei Mettler, sogar sein eigener Vater einsetzte. Der Bub dort oben, der kaum einschlafen würde, bevor sein Beschützer zurück war, sollte nicht länger als nötig warten müssen. Sein stilles Märtyrertum sollte nicht ausposaunt werden, dafür wollte er, Fritz Rolly, sorgen. Mochte der andere kommen, ein Asyl finden. Die Wytenalp war gross, hatte Platz und Arbeit.

„Gut, Liebeggbrächt“, bot er die Hand zu festem Druck. „Schieke den Burschen her. Auf der Wytenalp wird ihn keiner finden.“

„Grossmächtigen Dank, braver Fritz! Sollst die Guttat nie bereuen müssen! Mir ist ein mächtiger Stein vom Herzen gefallen! Warte, Mettler Peter, hast vielleicht in der Ernte eine Schnitterin zu wenig, nun du mir den Heuer wegstipitzest!“ machte er ingrimmig, sah dann aber den Jungsenen pfiffig an: „Was meinst, soll ich ihn herpfeifen, den Gottlieb?“

Er pfiff... und schon stand ein langer Schatten im Mondlicht vor dem nächsten Gebüsch. Ein Bursche schritt langsam her, ein Bündel auf dem Rücken, nickte dem lahmen Bauern warm zu und sagte bedrückt: „Habe fast alles gehört, und nun erst recht die Wohlmeinheit des Liebeggbauern ganz erkannt. Ich danke dafür. Aber es ist mir nicht recht, dem Sennen da Ungelegenheiten zu schaffen. Will lieber ausser Landes gehen...“ (Fortsetzung folgt)

Glück am Bränneli

Am Bränneli, am Bränneli,
da steit es härzigs Meiteli,
vom Briegge sy-n-ihm d'Oeügli rot,
es meint halt scho, sys Glück syg tot.

Der Chrigu isch scho lang dervo
und het e-n-andri mit sech gno;
jitz plääret es sech ds Härzli uus
und isch so truurig, 's isch e Gruus.

Zum Bränneli, zum Bränneli,
da springt es wysses Schümmeli,
der Chrigu, dä sitzt obe-n-uuf,
är gumpet ab und tuet e Schnuuf.

O Meiteli, wie bisch du dumm,
was hüülich o, säg mer warum?
Di anderi, die isch i d'Stadt,
i ma se nid, i ha se satt.

Am Bränneli, am Bränneli,
da stande jitz zwöi Sünneli,
mängs Müntschi hei si sech scho gä,
si wei sech halt für ds Läbe näh.

Edgar Chappuis